

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Spiegel
<b>Herausgeber:</b>	Guggenbühl und Huber
<b>Band:</b>	46 (1971)
<b>Heft:</b>	8
<b>Artikel:</b>	Etwas, das mir besonders wichtig ist : Persönlichkeiten antworten dem Schweizer Spiegel
<b>Autor:</b>	Bächtold, Kurt / Müller-Marzohl, Alphons / Römer-Spoerri, Marion
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-1080178">https://doi.org/10.5169/seals-1080178</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Etwas das mir besonders wichtig ist

*Persönlichkeiten antworten dem Schweizer Spiegel*

## Freie Seeufer!

**Von Kurt Bächtold, Ständerat,  
Schaffhausen**

Im letzten Sommer kehrte ein Jugendgefährte, dessen Eltern mit dem Kna-  
ben vor fast 35 Jahren nach Chile zogen, zum erstenmal wieder zu einem  
kurzen Besuch in die Schweiz zurück. Voll von idealen Vorstellungen über  
die Zustände in der alten Heimat, voller Freude, die Landschaften wieder  
zu sehen, über denen der Glanz seiner Jugend lag.

Dem Fluss entlang fuhr ich mit ihm an den See, wo wir einst so manche Stunde badend, rudernd und von der Zukunft träumend verbracht hatten. Wir fuhren kilometerweit, bis wir am überbauten, durch Zäune abgetrennten Ufer eine öffentliche Grünzone fanden. Am heissen Sommertag stauten sich die Menschenmengen wie die Sardinen in der Büchse. Parkplätze, Liegewiese und Einstiege ins trübe Wasser waren überfüllt. Daneben auf nahezu zwei Kilometern, eine Uferpartie mit Stacheldraht eingezäunt, mit Tafeln «Zutritt verboten!» Gerade dort, wo wir vor 40 Jahren froh und unbeschwert Gründlinge mit der Hand gefangen hatten.

Bald packten wir zusammen und fuhren zurück, mein Jugendfreund schweigsam und missgestimmt. Was bedrückte ihn? «Es ist nicht mehr so schön in der Schweiz wie ich glaubte», meinte er schliesslich. «Was habt Ihr mit Euren Seen und Flüssen und mit Eurer Landschaft gemacht? Ihr seid reicher geworden an Geld, aber das Land ist ärmer an Schönheit.»

Man sieht oft etwas hundert Mal, ehe man es zum allerersten Mal wirklich sieht. An jenem Sommertag sah ich die ganze Fehlentwicklung mit den traurigen Augen des Jugendkameraden. Es war ein Bild, wie es sich heute an vielen Orten der Schweiz bietet. Weil die Entwicklung langsam und Schritt für Schritt vor sich ging, haben wir uns an den Anblick gewöhnt.

Achselzuckende Angewöhnung an das Schlimme ist ein Übel.

Ja, es ist wahr! Im Schutz eines unserer schönsten Güter, der See- und Flussufer, haben wir versagt. Das müssen wir uns eingestehen. Und weil es wohl eine kollektive Schuld ist, bedarf es einer kollektiven Anstrengung, um die Fehlentwicklung von Jahrzehnten umzubiegen und zu retten, was noch zu retten ist. Es ist fünf vor zwölf. Eine Verzögerung um weitere Jahre bedeutet Verluste für kommende Generationen, welche kaum mehr gutzumachen sind.

An jenem Sonntag habe ich mir vorgenommen, das in meinen Kräften Stehende zu tun, um die See- und Flussufer, soweit es noch möglich ist, der Öffentlichkeit zurückzugeben. Auch der Bürger, der nicht über grosse Finanzmittel verfügt und keine Beziehungen zu Wochenendhausbesitzern hat, sollte die Ufer wieder an zahlreichen Orten betreten können. Verbots-tafeln, wie wir sie heute an unseren schweizerischen Seen finden, können nicht von Dauer sein. Ich stehe mit Überzeugung für das Privateigentum ein, das zu den Grundlagen des Rechts- und Kulturstaates gehört. An den Flussufern aber wird das Recht des Einzelnen, über sein privates Eigentum zu verfügen, beim weiteren Wachstum der Bevölkerung und des Bedürfnisses nach Erholungsräumen mehr und mehr in einen kaum erträglichen Gegensatz zu den Bedürfnissen der Gemeinschaft geraten. Wer die Revolution verhindern will, muss sie selber machen.

Aus diesem Erleben und Überlegen heraus entstand als ein erster Schritt im folgenden Herbst die Interpellation und Anfrage an den Bundesrat, was zu tun wäre, um der Bevölkerung den freien Zutritt zu unsren Seen und Flüssen in vermehrtem Masse zu gewähren, und ob er gewillt sei, in Zusammenwirken mit den Kantonen und Gemeinden selber in diesem Sinn aktiv zu werden. In der Antwort konnte ich kaum Trost und Beruhigung finden. Wird die überlastete Landesregierung beim heutigen Andrang von Aufgaben

überhaupt noch fertig mit den grossen Problemen der Lebensgestaltung? Ich weiss nun, dass das Volk auf dem Rechtsweg selber zum Rechten sehn muss.

## Wie heilt man das Gymnasium?

**Von Alphons Müller-Marzohl,  
Nationalrat, Luzern**

Ein Vorfall der letzten Wochen hat wieder einmal an den Titel von Georg Peter Landmanns Büchlein erinnert: «Unsere Gymnasien sind krank» (Reihe Polis, Theologischer Verlag Zürich). An irgend einer grossen Schule sind nämlich gut zehn Prozent der Matura-Kandidaten bei der Prüfung durchgefallen, obschon der Schuljahrgang seit Jahren «gesäubert» worden und rund ein Fünftel der Klasse noch ein Jahr vor der Matura sitzen geblieben war. Ein richtiges Schulgemetzel, wie es Landmann anschaulich beschrieben hat.

Nach jeder Bluttat fahndet man nach Schuldigen. So auch hier. Die einen finden die Schuld bei den Schülern: Sie beurteilen sie — trotz eines sieben Jahre dauernden Selektionsvorganges — als studienuntauglich. Sie weisen auf den Minimalismus hin, den viele der Schüler bewusst und offensichtlich mit Erfolg betrieben haben. Die Lehrer beklagen sich über die depri-mierende Interesselosigkeit der Schüler, denn was immer sie ihnen zu geben versuchten, tropfte von ihnen ab wie der Regen von einer Plastikhaut. Ein Jammer!

Andere drehen den Spiess um: Unge-eignete Lehrer haben die Schüler ver-dorben. Man wirft ihnen vor, sie seien wohl Dozenten, aber keine Pädagogen, Pauker und Wissenschaftler, aber kei-ne Lehrer.

Andere wiederum finden die Schuld bei den «Bildungspolitikern»: Die ha-ben zu lange und zu laut Reklame für die Mittelschule geschrien, und nun ist ihretwegen der Abschaum der

jungen Generation an die Gymnasien geschwemmt worden. Es gibt keine Elite mehr, keinen Geist, keine Haltung, nur Resignation und Flucht in die Opposition.

Wo es so viele «Schuldige» gibt, kann man wohl nicht leicht eine klare Diagnose stellen. Aber eines steht fest: Viele unserer Mittelschulen vermögen die Jungen nicht mehr genügend zu motivieren, ihnen kein genügendes Motiv zu geben, um sich für den Stoff brennend zu interessieren. Nun ist aber die Motivierung ein äusserst wichtiger Vorgang im Lernprozess. Wer kein Motiv hat, ist nicht bereit, die Mühe des Lernens auf sich zu nehmen, und wer nicht genügend motiviert ist, lernt lustlos.

In der Tat sind viele Mittelschulen zu Stätten der Unlust geworden, und darunter leiden Lehrer und Schüler in gleicher Weise. Und wenn die Schüler nur noch lernen, weil ihnen sonst schlechte Noten das Leben übermässig erschweren, werden sie leicht das Opfer der Suchtgefahren. Wir werden wohl in dieser Hinsicht noch einige Erfahrungen machen.

Aber wie heilen wir denn die kranke Mittelschule?

Gewiss auch durch die Mittelschulreform, von der wir seit Jahrzehnten sprechen und die am Immobilismus der Hochschulen scheitert, und gewiss auch durch manche organisatorische Massnahme.

Letztlich aber können wir sie nur dann kurieren, wenn es uns (den Eltern und den Lehrern) gelingt, die Schüler neu zu motivieren. Wir müssen die Lehrstoffe auf ihre positiven Reize untersuchen und «reizendere» Methoden einsetzen. Die Lehrerbildung müsste aber auch die Vermittler der Bildung instand setzen, die Motivierung ebenso aufmerksam vorzubereiten wie den Lehrstoff.

Und eines dürfte man keinen Augenblick vergessen: dass der junge Mensch nicht nur Strenge und entmutigende Noten braucht, sondern vor allem immer wieder das Erlebnis des Erfolges. Darauf hat jede Schulreform abzuzielen.

## Mit den Ausländern reden!

*Von Marion Römer-Spoerri*

Beruflich habe ich viel mit Ausländern zu tun, und die vielfältigen Probleme, welche diese für die Schweizer stellen und wir für sie, sind mir in allen Lebensbereichen bekannt. Ich bin auch manchmal im Ausland und weiss, dass wir Schweizer nicht fremdenfeindlicher eingestellt sind als unsere Nachbarn im Norden, Westen und Süden. Allerdings kann sich Fremdenfeindlichkeit verschieden manifestieren. Aber es liegt ganz einfach in der Natur des Menschen, dass er sich durch Unbekanntes, Fremdes verunsichert fühlt, besonders, wenn ihm dieses Fremde in einer Vielzahl begegnet, die ihn rein durch ihre Masse oder Überlegenheit bedroht. Für einen Landbewohner kann das der Verkehr in der Stadt sein, für einen alten Menschen Billettautomaten und Rolltreppen, und für irgend einen Menschen sind es vielleicht die vielen Ausländer in seinem Stammlokal oder am Arbeitsplatz. Die Unsicherheit weicht aber, sobald man etwas oder jemanden näher kennen lernt. Es kann sein, dass jemand zu alt ist, um sich noch mit den Rolltreppen befreunden zu können, aber um Beziehungen von Mensch zu Mensch zu knüpfen, dafür gibt es keine solche Entschuldigung. Wohl kann man zu alt sein, um noch eine andere Sprache erlernen zu wollen oder zu können. Interessanterweise sind es aber selten die ganz alten Leute, die Mühe haben im Kontakt mit Ausländern, es sei denn, die Entwicklung ihres Charakters habe sie in die Einsamkeit getrieben. Es sind vielmehr die nicht mehr Jungen, die sich aus allen Schichten der Bevölkerung rekrutieren, welche sich gerne von allem Fremden, zum Beispiel auch von allem, was ihnen bei der heutigen Jugend fremd scheint, fernhalten. Sie meinen ihre gute Entschuldigung dafür zu haben indem sie sagen: «Die

Jungen», aber auch: «die Italiener», «die Türken» u. a. «wollen ja gar nicht Kontakt mit uns haben, sie sind lieber unter sich!»

Das ist ein grosses Missverständnis, von dem es mir sehr wichtig schiene, dass es endlich aus dem Weg geräumt würde, besonders in bezug auf die Ausländer. Wie manche von ihnen haben sich im Laufe der Jahre nicht bei mir beklagt, dass sie noch nie von einem Schweizer eingeladen wurden! Andere wiederum haben mir stolz erklärt: «Ich verkehre kaum noch mit Landsleuten, ich habe nur Schweizer als Freunde.» Wenn dieser Ausspruch auch vielleicht etwas von südlicher Fantasie gefärbt ist, so zeigt er doch das Wunschbild meines Gesprächspartners, ganz in die Gesellschaft des Gastlandes, das vielleicht zu einer neuen Heimat wurde, aufgenommen zu sein.

Wir Schweizer, besonders wir «trockenen Deutschschweizer» finden auch zueinander nur schwer den Zugang und sind nicht besonders gastfreundlich. Die Zeiten, da der Fremde ausser dem Heimkehrer die einzige und willkommene Verbindung mit der grossen Welt darstellte und deshalb mit Freuden aufgenommen wurde, liegen Jahrhunderte zurück; auch in unseren Sitten blieb kaum mehr eine Erinnerung daran.

Und Hand aufs Herz: wer würde seine Ferien extra in einem unbekannten

---

### 4 Photos

von Eric Bachmann, Willy Spiller und (Rückseite) Dölf Preisig, Zürich

### Jugend von heute — Verantwortliche von morgen

Vorderseite links: Bewegte Hingabe an den Ausdruck und Erschöpfung.

Rechts: Überschäumende Lebenslust.

Hintere Seite oben: Lächelnde Erwartung.

Unten: Beginn einer Karriere.

---

# Piuter Igel

Von Josef O. Rast

Dorf der Schweiz verbringen, um es und seine Bewohner mit ihren Freuden und Leiden kennen zu lernen? Es gibt wohl Familien, die durch ihr Ferienhäuschen in eine Dorfgemeinschaft hineingewachsen sind, es gibt aber ebensoviele, die sich von dieser Gemeinschaft abkapseln und nur auf Ruhe und Erholung bedacht sind. Und diesen Leuten, die den Rank nicht finden, um einen Walliser Bergbauern, die Einwohner eines kleinen jurassischen oder appenzellischen Dorfes näher kennen zu lernen, sollte man zutun, dass sie Beziehungen zu einem Sizilianer oder Serben knüpfen? Nötig wäre, dass man sich überwindet, dass man sich anstrengt, sich einen «Schupf» gibt. Für den einen wird es heissen, dass er ein oder zwei ausländische Arbeitskollegen zum Kegeln mitnimmt oder an einem Sonntag zum Kaffee einlädt, ein anderer wird seine Ferien dazu benützen, um die Freundschaft der Bewohner seines Ferienortes in der Schweiz zu suchen. Wichtig ist, dass man aus seinem gewohnten Kreis ausbricht, auf Abenteuer ausgeht. Denn es ist ein Abenteuer, eine ganz andere Denkart und Lebensweise kennen zu lernen. Ich bin auch sicher, dass der, welcher sich im eigenen Land auf solche Abenteuer begibt — und wir haben ja wahrhaftig schon hier genug verschiedene Mentalitäten und Kulturen — auch viel eher bereit sein wird, das gleiche Abenteuer mit Ausländern zu wagen.

Wenn man von einer guten alten schweizerischen Tradition sprechen kann, die leider weitgehend der Bequemlichkeit und dem Wohlstand denken der modernen Gesellschaft zum Opfer gefallen ist, so wäre das doch die Offenheit des Schweizers für die Auseinandersetzung mit dem Fremden. Sie begann mit dem Brückenschlag in der Schöllen, der den Durchgang Nord—Süd eröffnete und den Weg frei gab für viele Fremde, sie fand ihren Ausdruck im Reislaufen, in der Aufnahme fremder Flüchtlinge und in der Auswanderung vieler Schweizer, die oft Pionierleistungen in aller Welt vollbrachten.

Sie kennen mich bereits. Ich bin ein Computer. Sie erinnern sich an meine Fahrt durch die City Street von Zürich. Die halbe Nacht hernach habe ich geträumt, von Polizisten, roten Ampeln, hupenden Automobilisten. Nun bin ich wieder an meiner Denkarbeit. Die Firma Bugmann und Co. arbeitet heute nur halbtags. Warum? Das ist mir eigentlich nicht klar — mitten in der Woche. Der Kalender zählt den 1. August.

Eben hängt ein Stift eine lange rot-weiße Fahne vor das Fenster. Die Angestellten stehen um ihn herum und geben Anweisungen. Aber niemand röhrt eine Hand, ihm zu helfen. Die Fahne hat anscheinend etwas mit dem 1. August zu tun. Am 1. April wurde keine Fahne ausgehängt, und am 1. Mai kam überhaupt niemand zur Arbeit. Eines fällt mir auf: Man bummt. Der Chef ist sowieso nicht da. «Ist die Katze aus dem Haus, so tanzt die Maus». Mit diesem Spruch betrat einer das Bureau.

Zunächst drehte sich das Gespräch um das Wetter. «Schöner Vatertag, Tag der Eidgenossen, wvens draussen regnet!» Fräulein Gnädinger — die meisten nennen sie nur Mini-Lili — fuhr fort: «Ich wollte nachmittags baden gehen, aber bei dem Sauwetter verkrieche ich mich lieber in meinen Schlafsack.» Fast kam ich zur Ansicht, heute sei der «Wettertag». Doch allmählich kam ich dem 1. August auf die Spur. Ein Stift, der Geni Kemmer, Fussballkanone par excellence, bezeichnete ihn als «Nationalhalbfesttag».

«Heute spricht der Bundespräsident am Fernsehen», bemerkte Müller nach einer Weile, «den Gnägi höre ich gerne. Der hat noch Rasse und Schneid.» Der Stift, der die Fahne ausgehängt hatte, war anderer Meinung: «Ach was! Der Gnägi und eine Augustrede! Was kommt da heraus? Rütlischwur und EWG — oder: Blas mir das Alphorn noch einmal, edler Eidgenosse von der Blüemlisalp! Ich gehe tanzen. Wir Junge veranstalten in einem Keller einen popigen Abend. Klasse! Ich habe meine Ingrid eingeladen.»

Herr Schuler, ein gewissenhafter und stiller Angestellter, der sich in Diskussionen selten hören lässt, wird nach seiner Augustfeier gefragt. «Ich? Ich gehe mit meinen drei Buben auf den Schulhausplatz, wo unsere Gemeindefeier stattfindet. Ich weiss zwar, den Buben ist die Hauptsache, dass sie nicht früh ins Bett gehen müssen. Aber sie werden doch etwas mitbekommen. Im Garten dürfen sie noch einige Raketen steigen lassen. Peter, der jüngste, freut sich seit Wochen darauf.»

Gegen Mittag — man begann bereits die Schreibtische aufzuräumen — fordert einer das Bureau-Original John Braun auf, eine Rede zu halten: «He, John, du bist wieder an der Reihe. Wir wollen deine Erst-August-Rede hören. Das ist Tradition bei Bugmann und Co.! — Zu wem sprichst du heute?»

John — ich schätze ihn gut vierzig — ist ein tüchtiger Arbeiter. Er hat vor allem mit mir zu tun, spricht auch immer lustig und freundlich mit mir. Er unterhält bisweilen das ganze Bureau. Seine Kollegen nennen ihn hie und da «s Kompaniechalt vo Bugmann und Co.»

«Heute», so begann er, «spreche ich am Abend zu meiner Familie und Co. Wir haben immer ein gutes Nachessen, zu dem wir zwei, drei Verwandte einladen. Also:

Meine werte Gattin, meine liebe Schwiegermutter, liebe Grossmutter, meine lieben Töchter Emma, Eva und Ruth, mein lieber Hannes!»

John machte eine lange Pause. «Wieder einmal...» — er sprach sehr feierlich und pathetisch — «wieder einmal sind wir in unserem trauten Heim an der General-Guisan-Strasse zusammengekommen, um den Rütlischwur von anno 1291 zu feiern. Was unsere Väter einst geschworen haben, wollen wir heute am gemeinsamen Familientisch begehen. Wir sind ein einig Volk von Brüdern — oder, wie heisst es? — Wir sind ein einzig Volk von Brüdern. — Du liebe Zeit, wenn man nicht den ganzen Tell von Schiller auswendig weiss, kann man nicht einmal eine anständige Erst-August-Re-